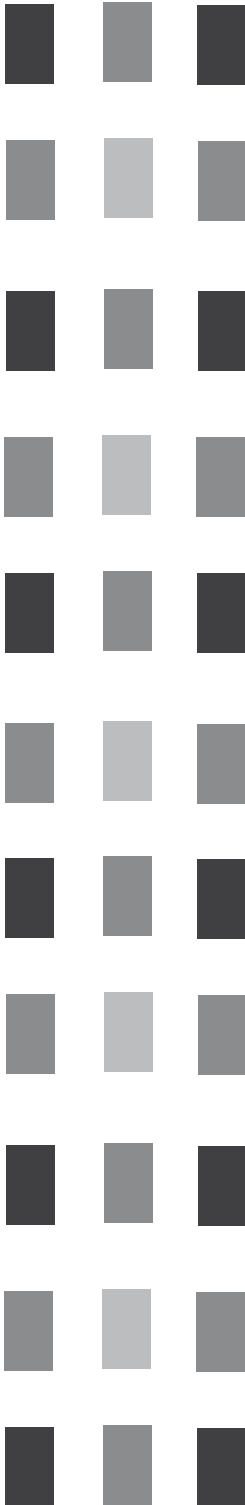


Beliebige Räume

Zur Mikropolitik städtischer Topographie

Joseph Vogl



Aus der Buckower Enklave heraus hat Bertolt Brecht einmal ferne, abwesende Städte, Großstädte angesprochen und dabei eine seltsame Unterscheidung getroffen. In der Buckower Elegie mit dem Titel *Große Zeit, vertan* von 1953 schreibt er: „Ich habe gewusst, dass Städte gebaut wurden/Ich bin nicht hingefahren./Das gehört in die Statistik, dachte ich/Nicht in die Geschichte.// Was sind schon Städte, gebaut/Ohne die Weisheit des Volkes?“¹ Wie immer die große und vertane Zeit hier auf die großen und fernen Städte bezogen ist – diese Städte sind nicht nur kein Gegenstand und kein Ereignis des Gedichts hier, sie werden vielmehr ganz grundsätzlich mit einem Fragezeichen versehen, mit einem Fragezeichen, was ihre Ereignishaftigkeit betrifft: Welche Ereignisse sind sie? Was macht das für einen Unterschied, wenn etwas in der Geschichte oder in der Statistik passiert? Welche Unterscheidung – wie auch immer provisorisch – ist das? Was wären also Städte, die einerseits in die Geschichte und andererseits in die Statistik gehören? Welche unterschiedlichen Orte, Ortschaften sind hier und dort jeweils benannt?

Ich will hier auf Brechts Gedicht und seine Hoffnung, die Städte wären nicht „ohne die Weisheit des Volkes gebaut“, nicht weiter eingehen; aber ich würde gerne und ganz thesehaft ausgehend von dieser Differenz und dieser Spannung drei Fragen ansprechen, welche die folgenden Überlegungen bestimmen sollen: 1. Wie konstituiert sich die neuzeitliche, moderne Stadt als ein ganz spezifischer Ereignisraum, als ein Ereignisraum, der eben die Frage nach dem Verhältnis von Geschichte und Statistik aufwirft? 2. Lässt sich aus diesem Ereignisraum auch eine bestimmte Wahrnehmung, eine Ästhetik des städtischen Raums ableiten? Und 3. welche Ereignisse sind es schließlich, die dieser Raum beherbergt, was hat man von diesen Ereignissen zu erwarten?

Immer wieder hat man den Übergang von der mittelalterlichen Stadt in Europa zur neuzeitlichen und schließlich modernen nicht nur als Transformation der Stadt und des Städtischen beschrieben, sondern insgesamt als einen Prozess der Verstädterung, als einen Prozess der Urbanisierung, der weit über den räumlichen, politischen, sozialen Topos der Stadt selbst hinausreicht: Sei es, dass der abgegrenzte Ort der Stadt in eine deterritorialisierte Nicht-Stadt übergeht; sei es, dass der alte Schutzraum, die befestigte, gesicherte und befriedete Stadt umgekehrt zu einem unbefriedeten, friedlosen Ort, zu einem Ort der Unsicherheit geworden ist; sei es schließlich, dass sich die scharfen politischen, ökonomischen, symbolischen Grenzen zwischen der Stadt und dem Land, Zentrum und Peripherie selbst aufgelöst und gelöscht haben. Allerdings lässt sich zu diesen Prozessen der Entdifferenzierung – die sich in unterschiedlichen Wendungen von Theoretikern und Historikern an-

gesprochen findet: bei Max Weber, Lewis Mumford, Spengler, Jacques LeGoff, Henri Lefebvre oder Saskia Sassen – eine weitere Veränderung hinzufügen, eine Veränderung, die tief in die Struktur und den Typus der Stadt als Ereignisraum hineinreicht. Es erscheint mir nämlich bemerkenswert, dass zu einer Zeit, in der sich die alten Stadtmauern und Einfriedungen der Städte aufzulösen beginnen, in der sie obsolet oder zumindest fragwürdig geworden sind, zu einer Zeit, in der sich die scharfe räumliche Diskontinuität zwischen dem Topos der Stadt und dem weiten offenen Land verwischt, dass zu einer Zeit, in der – zumindest in einigen wichtigen Exemplaren – die Stadt auf die Vorstadt und die Vorstadt auf das Land ausgreift – dass sich also zu dieser Zeit die Stadt als ein geschlossener und homogener Raum auf einer anderen Ebene neu konstituiert.

So ist etwa die Stadt London – um eines der wichtigsten Beispiele zu nennen – spätestens seit dem 17. Jahrhundert nicht nur von einem Kranz an Vorstädten umgeben, sie hat sich nicht nur auf eine ganz grundlegende Weise entgrenzt, wie zeitgenössische Beobachter feststellten, etwa Daniel Defoe im Jahr 1726: „Wo könnte hier eine Grenzlinie gezogen oder ein Umgrenzungswall angelegt werden?“² Man hat vielmehr zur selben Zeit begonnen, diese Stadt auf ganz andere Weise als einen Zeichen- und Datenraum zu beobachten, als einen Raum wenigstens, dessen Gestalt nicht allein in Architekturen und Straßenzügen, nicht in den Bewegungen von Volk und Bürgern in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen ablesbar und erkennbar wird. Schon seit dem Konzil von Trient im 16. Jahrhundert wurden etwa katholische Pfarreien angehalten, Register von Taufen und Heiraten, später auch von Todesfällen anzulegen, kurz also: demographische Daten zu erheben. In London hat man die ersten Verzeichnisse seit 1562 angelegt, ab 1603 wöchentliche Erhebungen über Taufen und Beerdigungen durchgeführt.³ Lässt sich schon hier eine Serialität erkennen, die über die Grenzen von Ständen und Zünften hinwegläuft und die Homogenität dessen erzeugt, was man ‚Bevölkerung‘ nennen mag, und kann man schon hier einen Raum erkennen, der die Grenzen der Stadt anders, nämlich nicht rechtlich und nicht politisch, sondern arithmetisch und nach der Gestalt der großen Zahl zieht, so wurde erst im 17. Jahrhundert damit begonnen, diesen neuen Raum als einen Bereich mit eigenen Regeln und Gesetzmäßigkeiten zu beschreiben und zu errechnen. 1662 veröffentlichte der erfolgreiche Kaufmann John Graunt seine *Natural and Political Observations (...) made upon the Bills of Mortality*, kurz darauf, 1666, schloss der Unternehmer und Politiker William Petty eigene Beobachtungen daran an. In seiner Einleitung formulierte Graunt sein Interesse ganz genau: Es gehe darum, von diesen Daten den richtigen Gebrauch

zu machen, etwa nach der Zu- oder Abnahme von Beerdigungen zu fragen oder nach Unfällen, die im Verlauf der Wochen selten oder häufig geschehen. Graunt hat damit nicht nur nach der Regelmäßigkeit von Ereignissen gefragt, sondern mehr noch nach deren Wahrscheinlichkeit, er hat schließlich Tafeln angelegt, die für dieses oder jenes Alter das wahrscheinliche Überleben eines Individuums angeben können.⁴ Man hat diese Entstehung der politischen Arithmetik oder Statistik bereits ausführlich beschrieben,⁵ seltener aber deren Bedeutung für die Genese oder Genealogie eines städtischen Raums, eines städtischen Ereignisraums. Denn mit den Publikationen von Graunt, Petty oder Arbuthnot (die sehr schnell etwa ähnliche Beobachtungen für Paris etwa nach sich zogen) lässt sich feststellen, dass es nicht die Feudalgesellschaft und der ländliche Raum, sondern die städtische Gesellschaft war, die am Anfang einer neuen, demographischen Datenerhebung, einer neuen Wissensform, nämlich der Statistik steht; und es lässt sich überdies erkennen, dass damit gerade die Stadt zum Raum einer spezifischen Ereignishaftigkeit geworden ist, einer Ereignishaftigkeit, die eben von der Serialität, Regelmäßigkeit und Wahrscheinlichkeit bestimmter Ereignisse charakterisiert ist.

Ich möchte hier auf die Geschichte der Statistik und der Wahrscheinlichkeitsrechnung nicht weiter eingehen, auf eine Geschichte übrigens, in der Graunt immer wieder als ein ‚Columbus‘ der Daten angesprochen wurde,⁶ ich möchte vielmehr einige Aspekte und Konsequenzen verzeichnen, die nun die Struktur, die innere Form dieses städtischen und statistischen Ereignisraums betreffen.

Spätestens seit dem 17. Jahrhundert lässt sich bemerken, dass eine Stadt bevölkert ist, dass sie also nicht bloß bewohnt ist, sondern ‚bevölkert‘ ist in einem ganz spezifischen Sinn: nämlich nicht aus einer Ansammlung von Bürgern und Rechtssubjekten, von Handwerkern, Händlern und Funktionsträgern besteht, sondern aus einer Population, d. h. aus Leuten, die nicht diese oder jene Eigenschaft besitzen, vielmehr dadurch zusammengehören, dass sie in großer Zahl existieren. Die Leute sind zu statistischen Ereignissen geworden und unterliegen unterschiedslos und allesamt bestimmten, regelmäßigen und wahrscheinlichen Ereignissen, Risiken und Erwartungen. Noch bevor also die Stadt im 19. Jahrhundert zum Beobachtungsraum von Massen und Massenphänomenen geworden ist, präsentiert sie sich als Entstehungsort jener Menge, die nicht aus Individuen, Personen oder Subjekten, sondern schlicht auf Bevölkerung besteht. Auch das muss man zu einem Prozess zählen, den man Verstädterung nennt.

Mit diesen Datenbewegungen und Ereignissen ist die Stadt nicht nur ein Ort auf der Landkarte, ein topographischer oder architektonischer Raum;

sie ist nicht nur ein ökonomisches, politisches oder administratives Zentrum, sie ist nicht bloß eine Korporation, eine rechtliche Einheit, eine Kommune. Sie ist vielmehr auch zu einem epistemologischen Ort geworden, sie konstituiert sich als Raum mit einer eigenen Episteme, als Wissensraum, der auf besondere Weise mit den wirklichen Vorfällen und Begebenheiten korrespondiert bzw. nicht korrespondiert. Während nämlich Geburten und Todesfälle, Krankheiten, Verbrechen oder Unfälle in der empirischen Welt immer noch mit bestimmten Gründen und Motiven, Verursachungen und Verschuldungen geschehen, also nach den Gesetzen der Kausalität anschreibbar sind, so werden all diese Ereignisse im neuen statistischen Raum der großen Zahl von ihren Kausalketten losgelöst, d. h. seriell, regelmäßig und mehr oder weniger wahrscheinlich. Sie gewinnen ihre statistische Evidenz gerade dadurch, dass sie nicht mit Gründen geschehen, sondern als Häufigkeiten auftauchen, wie immer die je einzelnen Umstände und Ursachen auch aussehen mögen. Wie immer also die unterschiedlichen Kausalserien aufeinandertreffen und Zusammenstöße, d. h. Kontingenzen erzeugen – im neuen städtischen bzw. statistischen Raum haben all diese Ereignisse erratischen Charakter wie das Wetter, sie passieren häufig, selten, vorhersehbar – all das aber (und das macht ihre statistische Konsistenz aus) mit einer gewissen Grundlosigkeit: Es ist gerade eine aufsteigende Grundlosigkeit, die diesen neuen städtischen Ereignis- und Datenraum charakterisiert.

Schließlich wird dadurch auf besondere Weise ungewiss oder fraglich, was in einer Stadt, was im städtischen Raum, was in diesem Datenraum der Stadt tatsächlich geschieht. Sind nämlich die relevanten Ereignisse berechenbar und wahrscheinlich, unterliegen sie einem statistischen Erhebungs- und Verarbeitungsprozess, so bricht eine kategoriale Grenze zusammen, eine ontologische Differenz (wenn man so will): die Grenze nämlich zwischen den Begebenheiten, die eintreten, und denen, die nicht passieren, die Grenze also zwischen den wirklichen und unwirklichen Ereignissen. Im Zeichen der statistischen und wahrscheinlichkeitstheoretischen Operation, deren Anfänge eben in den Großstädten des 17. Jahrhunderts liegen, wird zwischen den Grenzwerten der notwendigen und der unmöglichen Ereignisse eine Skala entworfen, auf der sich die mehr oder weniger seltenen, mehr oder weniger häufigen, mehr oder weniger möglichen oder wahrscheinlichen Ereignisse anschreiben lassen. Und das bedeutet: Dieser Ereignisraum transzendiert die Dichotomie von fiktiv und real, das Nicht-Ereignis gewinnt an Realität. Der nicht oder noch nicht eintretende Tod, die nicht ausbrechende Krankheit, der nicht passierende Unfall haben in diesem Ereignissystem dieselbe Realität wie all jene Vorfälle, die sich tatsächlich und manifest

ereignen. Das Nicht-Ereignis gewinnt nun dieselbe (statistische) Qualität wie das Ereignis selbst und wird durch die Akkumulation und Verstreuung der großen Datenzahl produziert. Etwas unvorsichtig formuliert könnte man hier von einer Irrealisierung oder Fiktionalisierung des Ereignismassivs sprechen; in jedem Fall aber von einem Überschuss an Ereignishaftigkeit, mit der sich gerade der städtische Datenraum als Möglichkeitsraum konstituiert, als eine Potenzialität, die nicht die wirklichen von den unwirklichen, sondern bloß die aktuellen von den virtuellen Ereignissen sondert.

Lassen Sie mich an dieser Stelle wenigstens zwei Dinge festhalten, um dann einen Schritt weiterzugehen. Vielleicht konnte (und das wäre meine erste Bemerkung) hier deutlich werden, wie die Stadt zu einem zweideutigen Ort geworden ist, der ein Problem, eine besondere Frage für die Geschichte, für die Geschichtsschreibung darstellt oder darstellen wird. Nimmt man nämlich den Rahmen des skizzierten Datenraums als Passepartout der Ereignisstruktur, so lässt sich darin durchaus eine Provokation für die Erzählung, für eine narrative Geschichte erkennen: die Serialität und die große Zahl (die Bevölkerung), die aufsteigende Grundlosigkeit (die fehlende Zurechnung oder der Mangel an Sinn) und die Virtualisierung der Ereignisse (die Realität von Nicht-Ereignissen) müssen ja auch als eine Grenze des Erzählens begriffen werden, wenn Erzählen nicht zuletzt die Datierung, die Lokalisierung von Ereignissen in Raum und Zeit bedeutet. Die Entortung der Stadt zum Datenraum und der damit verbundene Überschuss an Ereignishaftigkeit jedenfalls durchkreuzen eine epische Ordnung – das Erzählproblem des späteren Stadt- oder Großstadttromans wird sich ja nicht zuletzt in dieser Spannung zwischen Narration und Statistik formieren. – Und eine zweite Bemerkung: So sehr sich die Stadt als Ortschaft, d. h. als Topos schlechthin gründet (wie Max Weber bemerkt hat⁷), so sehr ist die Genese eines neuzeitlichen oder modernen Ereignisraums der Stadt von Entortung geprägt. Noch bevor die großen Projekte zur Planung und Organisation des städtischen Verkehrs realisiert werden, lässt sich die Stadt – vor dem Hintergrund der genannten Überlegungen – als Verkehrsraum begreifen: eben als Überschuss an Ereignishaftigkeit, als jener Möglichkeitsraum, als jene mögliche Welt, in der ein Reservoir von Ereignissen, ein Behälter von Nicht-Orten jeden spezifischen Ort und jedes spezifische Ereignis wie eine Dunstschicht umgeben. Mit der Koinzidenz von städtischer Gesellschaft und statistischem Projekt wollte ich andeuten, wie der Stadtraum zum Objekt einer systematischen Indetermination wird, wo jeder Ort nicht nur Schauplatz bestimmter Ereignisse ist – im Sinne eines „avoir lieu“ –, sondern sich weitet oder öffnet zu einem Raum, in dem die nicht, noch nicht oder vielleicht nie eintretenden

Ereignisse insistieren. Der städtische Raum ist in dieser Hinsicht bestimmt und von Bestimmungen befreit zugleich; er realisiert sich und seine Ereignisstruktur nur in dieser konstitutiven Zweideutigkeit.

Es erscheint also durchaus plausibel – und damit komme ich zum zweiten Schritt meiner Überlegungen –, die Entwicklung der modernen Stadt mit der systematischen Gegenüberstellung von Orten und Nicht-Orten zu beschreiben, wie Marc Augé das vorgeschlagen hat. Ich erinnere an seine Definitionen. Demnach wäre der Ort als ein Platz bestimmt, an dem sich individuelle und kollektive Identitäten bilden oder wiedererkennen, Relationen sich konkretisieren und eine (gemeinsame) Geschichte ablesbar wird; also ein ebenso topographisch wie rhetorisch lokalisierbares Territorium, ein Topos. Der Nicht-Ort dagegen müsste als ein Raum entworfen werden, in dem Identitäten unbestimmt, Relationen ungewiss und Geschichten unlesbar werden, eine ebenso räumliche wie rhetorische Indetermination. Nun hat ja Augé selbst nicht bloß von einer Vermehrung von Nicht-Orten im metropolitanen Raum gesprochen (und dabei an spezifische Verkehrs- und Durchgangsräume gedacht: Schnellstraßen, Autobahnkreuze, Flughäfen, Einkaufszentren, Flüchtlings- und Durchgangslager); er hat die Produktion dieser Orte nicht nur mit einem Überschuss an Ereignishaftigkeit zusammengebracht. Er hat vielmehr das Geschehen der Stadt selbst in der Spannung, in der Verschränkung, in der wechselseitigen Durchdringung von Orten und Nicht-Orten situiert, gewissermaßen als ein Verweissystem, in dem ein pulsierender Wechsel von Bestimmung und Unbestimmtheit, Lokalisierung und Entortung passiert.⁸ Vor dem Hintergrund der Überlegungen zur statistischen Ereignishaftigkeit würde ich diese Durchdringung gerne als die besondere Qualität eines städtischen Wahrnehmungsraums ansprechen, als ästhetische Qualität eines Raumgefüges, das architektonische Gegebenheiten, Ereignisformen, Semiotiken, Medien und Beobachter zusammenschließt und einen spezifischen Wahrnehmungsprozess provoziert. Das wäre der „beliebige Raum“: ein Raum also, der indefinit bleibt und doch empfänglich ist für Bestimmungen; ein Raum, der nicht manifeste Ereignisse wie ein Gedächtnis umschließt und doch Ereignisse, Noch-Nicht-Ereignisse erwartet; ein Raum, der Identitäten auflöst und doch eine Modulation möglicher Identitäten herbeiruft; ein Raum, der nicht von der manifesten Anwesenheit eines Geschehens, sondern von der Eventualität eines – vergangenen oder künftigen – Geschehens geprägt ist; ein Raum schließlich, in dem keine Geschichte, sondern mögliche Geschichten passieren.

Lassen Sie mich für diesen Raum, für diese Ästhetik des städtischen Raums ein Beispiel nennen, das auf die genannte Weise Architektur, Ereignisse, Zeichensysteme und Beobachter zusam-

menbringt und damit eine eigene Qualität (oder Nicht-Qualität) erzeugt; ein Beispiel, das aus einem der überragenden Großstadtfilme stammt. Es handelt sich um Antonionis *La Notte* von 1960; und es handelt sich in diesem Film um eine Sequenz, die eine besondere Erforschung des städtischen Raums vorführt (Abb. 1–10). Lydia (gespielt von Jeanne Moreau) und Giovanni (gespielt von Marcello Mastroianni) haben gerade einen sterbenden Freund im seltsam entvölkerten Krankenhaus besucht, sind dann über überfüllte Straßen in eine ebenso überfüllte literarische Gesellschaft gelangt, bis Jeanne Moreau plötzlich, scheinbar grundlos aus diesen vorgezeichneten Wegen, Orten und Ereignissen ausbricht, in eine Abwegigkeit und in eine Ziellosigkeit gerät, in eine Bewegung, die einen planlosen Plan skizziert. Lassen Sie mich diese Bewegung kurz beschreiben.

Zu Beginn dieser Sequenz tritt Jeanne Moreau durch einen Hof- oder Torbogen auf die Straße und gerät in der Folge in eine Reihe von Begegnungen, Zufallsbegegnungen: ein Mann an der Straßenecke, Wartende an einer Straßenbahnhaltestelle, ein lachendes Männerpaar, ein weinendes Kind, eine alte, gebückte Frau, ein Zweikampf zwischen jungen Männern, Jugendliche, die Raketen steigen lassen. Wesentlich scheint mir dabei zu sein, dass diese Begegnungen kleine, lokale Schauplätze eröffnen, Szenen, die sich ohne Notwendigkeit ergeben und konsequenzlos bleiben, fast parataktisch und diskontinuierlich aufeinander folgen und keine wie auch immer zusammenhängende Ordnung erzeugen. Damit passt auch zusammen, dass diese Begegnungen mit schnellen und plötzlichen Affektwechseln verbunden sind, die man immer wieder dem Gesicht von Jeanne Moreau ablesen kann: ein Zögern, Verzweigung, Lachen, Schrecken, Betroffenheit und Teilnahmslosigkeit. Jede Beteiligung, jede Verwicklung in einen Schauplatz schlägt in größte Ferne und umgekehrt um – auch hier liegt die der Akzent der Darstellung nicht auf einer wie auch immer stimmigen psychischen Konsistenz, sondern auf dem Wechsel, einer inkohärenten Folge. Dasselbe wiederholt sich in den Bewegungen, die die Kamera verfolgt: Stillstand und Zielstrebigkeit, Warten und Umherirren, Beschleunigung und Verlangsamung, eine Bewegung, die keine Konstanz, keine Wege, keine Verbindung zwischen Punkten und Orten markiert. Der Raum, der durchmessene Raum wird dabei selbst ganz und gar heterogen, lässt keine Synthese zu. Immer wieder werden Schwellen und Öffnungen überschritten, die nirgendwohin führen, alle möglichen Anschlüsse zulassen, keinen Plan, keine Topographie, keine räumlichen Koordinaten ergeben. Es ist dies ein unübersichtliches, inhomogenes Raumgefüge, das die Unterscheidungen von Innen und Außen löscht, das Innen im Außen spiegelt und sich schließlich nur durch eine gewisse

Unfertigkeit auszeichnet, ein Raum im Entstehen, der sich nicht zuletzt in abgeschnittenen Perspektiven, Halbtotale und immer wieder ruinenhaften Fassaden manifestiert. Schließlich ist diese ganze Sequenz von Zeichen übersät, optischen und akustischen Signalen, die offenbar Bedeutung besitzen aber unlesbar bleiben, Ziffern und Buchstaben, ein Sirenenklang, das Dröhnen eines Flugzeugs, Signale, die weit über den Bildraum hinausreichen.

Ich würde eine Sequenz dieser Art gerne als Darstellungsform beliebiger Räume ansprechen wollen und dabei (übrigens mit Gilles Deleuze⁹) folgende systematische Merkmale festhalten.

Was hier vorgeführt wird, ist zunächst eine grundlegende Fragmentierung des Raums, des Wahrnehmungsraums. Man hat es hier mit einem Raum zu tun, der keine Metrik und keine Maßverhältnisse besitzt, sich diskontinuierlich organisiert, von Einstellung zu Einstellung eine Vielzahl möglicher Anschlüsse erlaubt und insgesamt ohne Synthese bleibt; sein organisatorisches Prinzip ist der Anschlussfehler. Dies korrespondiert auch mit der Unfertigkeit dieses Raums. Durchdrungen von unspezifischen Zeichen und Signalen zeichnet er sich dadurch aus, dass kein Merkmal ihn dauerhaft, keine Beziehung ihn verlässlich charakterisiert. Die Kontinuität der Bewegung in diesem Raum wird von übergangslosen Zuständen, Situationen und Affekten besetzt, von Anbrüchen, die keine Fortsetzung finden, von Abschlüssen, die kein Ende bedeuten. Bestimmungen werden gesetzt und widerrufen, und insgesamt folgt seine Genese einer De-Markierung, einer De-Symbolisierung, die bei all dem, was in diesem Raumgefüge an Ereignissen, Begegnungen und Bedeutungen geschieht, immer wieder in eine grundlegende Unbestimmtheit, in eine Indetermination führt.

Darum hat der Raum dieser filmischen Promenade auch nicht wirklich eine Extension, eine Ausdehnung, er konstituiert sich viel eher über Unterbrechungen, Intervalle und Zwischenräume. Er ist kein Raum, in dem man sich kontinuierlich von einem Ort zum anderen bewegt, er vollzieht vielmehr eine Annullierung der Entfernung und macht den Null-Vektor – um das mit Henri Lefèbvre zu formulieren¹⁰ – zu seinem generischen Prinzip. Jeder Punkt kann sich virtuell auf jeden anderen Punkt beziehen, übergangslos. Man müsste diesen Raum als ein Ensemble von unverbundenen Singularitäten beschreiben, als System von virtuellen Beziehungen: So sehr sich diese oder jene Ereignisse in ihm manifestieren, so sehr ist er doch vor allem ein Gefäß aller möglichen Ereignisse, ein Reservoir ausstehender Konkretionen. Er umschließt Potenzialqualitäten, vollzieht eine Virtualisierung des Geschehens, wird schließlich zu einem Ort des Möglichen und der Ungewissheit. Es wird sich hier mit Sicherheit nichts oder etwas oder dieses und jenes ereignen.



1-10 | (v. o. n. u., v. l. n. r) Stills aus Antonionis „La Notte“, 1960

Schließlich ist dieser Raum auch nicht im Zusammenhang mit einer chronologischen Ordnung darstellbar. Er besteht aus zusammenhangslosen Stellen und Orten, die weder durch eine zeitliche Sukzession noch durch eine narrative Abfolge aneinandergereiht werden. Mit diesem räumlichen Gefüge löst sich eine motivierte und lineare Anordnung von Vorher und Nachher auf, es gibt keinen Vektor der Zeit, der hier eine Linie von Vergangenen über die Gegenwart bis in das Künftige hinein zieht. Man hat es vielmehr mit einer stillstehenden, besser noch: leeren Zeit ohne Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft zu tun, die all das enthält, was sich ereignet hat oder ereignen wird, aber im Augenblick nicht, nicht mehr oder noch nicht geschieht. Diese Anlage – das sei wenigstens angemerkt – trifft sich übrigens mit dem Ende der Sequenz in Antonionis Film: Ganz „zufällig“ ist Jeanne Moreau hier an den Stadtrand und an einen Ort gelangt, an dem Lydia und Giovanni sich zum ersten Mal begegneten – ein Ort allerdings, der im Verlauf des Films weder vergangen noch erinnert, sondern schlicht verschwunden sein wird.

Lassen Sie mich das kurz zusammenfassen. Ich habe versucht, ausgehend vom Topos der Stadt einen Raum zu beschreiben, der – am Beispiel der im 17. Jahrhundert entstehenden Statistik – eine gewisse epistemologische Konsistenz gerade dadurch gewinnt, dass er diese Ortschaft entortet und einen Datenraum schafft, der ein intensives Verhältnis zwischen den manifesten und ungeschehenen Ereignissen herstellt und eine Koordination der Begebenheiten nach den Gesetzen der Serialität, Regelmäßigkeit und Wahrscheinlichkeit vollzieht. Der städtische Raum (seine architektonische Ordnung) korrespondiert also unmittelbar mit einem Datenraum, und man könnte hier durchaus von einer städtisch-statistischen Einheit sprechen. Das macht die Stadt nicht nur zum Geburtsort einer neuen Entität (der Bevölkerung), provoziert vielmehr eine Beobachtungsform, die die Ereignisse mit einer gewissen Grundlosigkeit und schließlich mit der Qualität des Unwirklichen, d. h. Möglichen oder Virtuellen auszeichnet. Noch vor der Realisierung der großen verkehrstechnischen Projekte könnte die Stadt darum als ein Verkehrsraum angesprochen werden, der sich im Wechselverweis von Orten und Nicht-Orten konstituiert. Will man gerade darin eine besondere Qualität des modernen städtischen Raums erkennen, so nicht zuletzt im Sinne eines ästhetischen Charakters, den ich mit Deleuze beliebigen Raum genannt habe: ein Raumgefüge, in dem sich eine gleichsam statistische Wahrnehmungsweise mit konkreten Architekturen verbindet. Die Fragmentierung des Raums, die De-Markierung seiner Bestimmungen, seine

Potenzialqualitäten und schließlich seine leere, a-chronische Zeit – all das macht den beliebigen Raum schließlich zu einem Ereignisraum, der sich vor allem als eine Verdichtung des Möglichen begreifen lässt.

Dies führt mich – am Schluss – zu einer letzten These, die natürlich ausführlicher belegt werden sollte. Will man die Geschichte der modernen Stadt als Geschichte eines Ereignisraums fassen, so wird man auf die Genese eines beliebigen Raums stoßen, d. h. auf ein Gefüge aus architektonischen Gegebenheiten, Zeichen und Wahrnehmungsformen, das sich durch jenen Überschuss an Ereignishaftigkeit auszeichnet, in dem das Mögliche insistiert, das Zufällige und Grundlose sich ereignet und das darum von dem durchzogen wird, was man eine Dunstschicht sozialer Unwirklichkeit nennen könnte. Ich glaube, dass dieser Ereignisraum, diese Dunstschicht sozialer Unwirklichkeit, die sich durch die Unbestimmtheit, die Virtualität von Ereignissen und Beziehungen auszeichnet, seit Ende des 19. Jahrhunderts nicht nur die moderne Kultur heimgesucht hat, sondern eine Reihe von Fragen und Forschungen eröffnete. Zum Beispiel eine entstehende Stadtsoziologie, etwa bei Georg Simmel, der die Wirklichkeit der Großstadt gerade im Unkörperlichen, Überschreiten ihrer „physischen Grenzen“ erkennt;¹¹ oder eine entstehende Massensoziologie bzw. -psychologie (bei Gustave LeBon oder Gabriel Tarde), für die ja der Massenmensch nicht nur ein Träumer oder ganz und gar irrational ist, sondern selbst eine Fiktion, eine Irrealität: das Milieu des Massenmenschen ist der Somnambulismus, er ist ein unwirkliches Wesen, das ganz und gar aus virtuellen Relationen und Ereignissen besteht;¹² oder schließlich eine politisch-ästhetische Recherche: nicht nur wie eben bei Antonioni, sondern schon etwa bei den Surrealisten, für die die Stadt zum Residuum von Zufall und Grundlosigkeit geworden ist und insgesamt einen „Standort“ motiviert, von dem aus, wie es bei André Breton heißt, „Leben und Tod, Reales und Imaginäres, Mitteilbares und Nicht-Mittelbares, Oben und Unten nicht mehr als widersprüchlich empfunden werden“.¹³ Die Stadt, die städtische Topographie bildet sich aus dieser Perspektive nicht als Topos, nicht als Atopos und auch nicht als Heterotopie, sondern als eine Art innerer Exotopie: als Raum einer modernen Odyssee, deren Bewegung in der endlosen Verwechslung seiner Stellen und Orte mit seinen Stellen und Orten besteht.

Autor:

Joseph Vogl

Bauhaus-Universität Weimar

Anmerkungen:

- 1 Brecht, Bertolt: *Große Zeit, vertan*, in: *Gesammelte Werke*, Bd. 10. Frankfurt/M. 1973, S. 1010.
- 2 Zit. nach Benevolo, Leonardo: *Geschichte der Stadt*, Frankfurt/M. u. a. 1993, S. 711.
- 3 Vgl. Daston, Lorraine: *Classical Probability in the Enlightenment*, Princeton 1988, S. 126; Hacking, Ian: *The Emergence of Probability. A Philosophical Study of Early Ideas about Probability, induction and Statistical Inference*, Cambridge 1975, S. 102.
- 4 Graunt, Johannes: *Natürliche und politische Anmerkungen über die Todten-Zettel der Stadt London* (...), Leipzig 1702; vgl. Petty, William: *Political Arithmetic*, Glasgow 1751; Arbuthnott, John: *An Argument for Divine Providence, taken from the Constant Regularity in the Birthes of Both Sexes.*, in: *Philosophical Transactions* 27, Nr. 328, 1710, S. 186–195.
- 5 Vgl. a. a. O., Anm. 3, Daston, S. 126–128; Hacking, S. 102–108.
- 6 Vgl. a. a. O., Anm. 3, Hacking, S. 103.
- 7 Weber, Max: *Die Stadt*, in: *Gesamtausgabe*, Abt. 1, Bd. 22/5, Schriften und Reden, hg. v. Wilfried Nippel, Tübingen 1999, S. 59–61, 121.
- 8 Augé, Marc: *Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit*, Frankfurt/M. 1994.
- 9 Zur Begriffsbildung und Charakteristik des „beliebigen Raums“ vgl. Deleuze, Gilles: *Das Bewegungs-Bild. Kino 1*, Frankfurt/M. 1989, S. 151ff.
- 10 Lefèbvre, Henri: *Die Revolution der Städte*, München 1972, S. 105.
- 11 Simmel, Georg: *Die Großstädte und das Geistesleben*, in: *Das Individuum und die Freiheit : Essays*, Frankfurt/M. 1993, S. 192–204.
- 12 LeBon, Gustave: *Psychologie der Massen*, (1895), München 1950; Tarde, Gabriel: *L'Opinion et la Foule*, (1901), Paris 1989.
- 13 Breton, André: *Zweites Manifest des Surrealismus*, (1930), in: *Manifeste des Surrealismus*, Reinbek 1977, S. 55.